Eine Luxus-Edition voller Porsche-Legenden

Eine Garage braucht man für diesen Prachtband nicht, aber ein besonderes Plätzchen darf man ihm schon reservieren. Denn die Porsche-911-Millennium-Edition, welche die Erfolgsgeschichte vom hier zu sehenden „Ur-Modell" – das noch mit der Nummer 901 in Serienproduktion ging – bis hin zur siebten Generation mit dem einmillionsten 911er präsentiert , kommt auf breiter bibliophiler Spur daher: Aufgeschlagen misst dieser opulent bestückte Fotoband-Showroom mit 1,12 Meter rund die Hälfte des Radstands des einstigen 901er-Mythos. In Szene gesetzt hat die legendären 911er-Modelle der renommierte Automobilfotograf René Staud. Er hat dafür exklusive Fahrzeuge aus privater Hand, Einzelmodelle, Sonderfahrzeuge und Unikate ins rechte Licht gesetzt. Eine Luxus-Inszenierung, die freilich einen exklusiven Preis hat: Für 1911 Euro ist die auf 911 Exemplare limitierte, im Verlag UDO Print erschienene Neunelfer-Kollektion zu haben. Als „Sonderausstattung" kann man einen Buchständer aus Edelstahl mitbestellen – alles unter info@911millennium.com (Infos unter https://www.911millennium.com/de/limited-edition). Foto: Staud

Bummelzug in die Langeweile

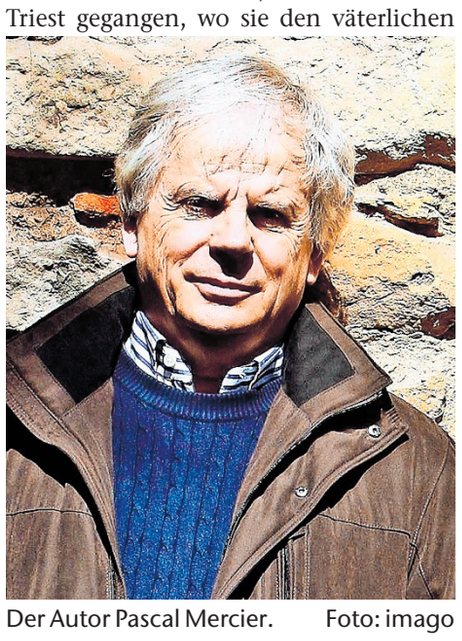
In Pascal Merciers neuem Roman „Das Gewicht der Worte" wiegt das Konstruierte schwerer als die Fantasie

Von Julia Schröder

Übertriebene Zurückhaltung bei Personal und Setting seines neuen Romans kann man Pascal Mercier wirklich nicht vorwerfen: London und Oxford, Triest, Venedig und Mailand als Handlungsorte; ein Figurenreigen kluger Büchermacherinnen, künstlerisch begabter Apotheker, Dante lesender Kellner; mittendrin ein Mann, dem nach 77 Tagen in Todesangst sein Leben wiedergeschenkt wird. Und die Themen erst. Allein das titelgebende „Gewicht der Worte", der Umgang mit Sprache(n) also, mit dem Schreiben, Lesen und Übersetzen, ist schon eine Hausnummer, und mindestens ebenso gewichtig sind, um nur einige dieser Themen zu nennen, das Vergehen der Zeit und die Wege der Erinnerung, Vergänglichkeit und Tod, die Liebe und der Liebesverrat, das Rechtssystem sowie das Gesundheitssystem mitsamt ihren bedauerlichen Fehlentwicklungen.

Fatale Diagnose

Pascal Mercier – beziehungsweise der unter diesem Pseudonym schreibende Schweizer Philosoph Peter Bieri – lässt all das durch die fast 600 Seiten seines Romans seine Schleifen ziehen. Etwa so: „Alles, was für ihn jemals gezählt hatte, waren Worte. Etwas existierte erst wirklich, wenn es benannt und besprochen wurde. Er hatte sich das nicht ausgesucht, es war ihm zugestoßen und war von Anfang an so gewesen. Oft hatte er sich gewünscht, ohne Worte bei den Sachen zu sein, bei den Sachen und den Menschen und den Gefühlen und den Träumen – und dann waren ihm doch wieder die Worte dazwischengekommen." Dieser Mann der Worte ist Simon Leyland, Anfang sechzig, als Sohn eines englischen Vaters und einer deutsch-französischen Mutter in Oxford aufgewachsen. Mit seiner Frau, der Tochter eines italienischen Vaters und einer österreichischen Mutter, die als Korrespondentin für eine französische Zeitung aus London berichtet hatte, war er einst nach Triest gegangen, wo sie den väterlichen Verlag übernahm. Nach ihrem frühen Herztod führte Leyland, eigentlich Übersetzer, den Verlag weiter – bis ihn die fatale Diagnose ereilte: unheilbarer Hirntumor, Lebenserwartung ein paar Wochen, allenfalls Monate.



Der Autor Pascal Mercier. Foto: imago

Der Protagonist ist eine Kopfgeburt

Zum erfolgreichen Verleger, auch das ist bei Pascal Mercier zu lernen, braucht es offenkundig nicht mehr als guten Willen und Begeisterung. Und ähnlich unwahrscheinlich geht es weiter: Innerhalb von Tagen findet Leyland eine ebenso fähige wie solvente Käuferin für den Verlag, bevor sich die Fehldiagnose eines achtlosen Arztes aufklärt.

Und wie es der Zufall will, erbt Leyland zugleich das zauberhafte Haus seines Onkels, eines weisen Orientalisten, in London, und der Verkauf des Verlags hat Leyland derart reich gemacht, dass er Mal um Mal alten und neuen Freunden aus dieser oder jener Patsche helfen kann.

Ermüdenderweise sind diese Freunde freilich ausnahmslos polyglotte Menschen von umfassender Bildung und großer Herzenswärme. Nun gut, der eine oder andere war im Gefängnis, etwa wegen Totschlags oder Rezeptbetrugs. Aber ihre Motive waren immer die edelsten, wie der Leser nicht nur aus ihrem eigenen Mund erfährt, sondern auch aus brav nacherzählten Charakterisierungen durch andere Romanfiguren. Über den Helden Simon Leyland selbst plaudert der Roman mit großem Stolz aufs Detail alles Mögliche aus, ohne dass aus dem Protagonisten mehr würde als eine mit erlesenen Eigenschaften behängte Kopfgeburt.

Am Ende findet Leyland – was Mercier von langer Hand vorbereitet – den Mut, nach all der Übersetzerarbeit die eigene Stimme zu entdecken, und beginnt, selbst einen Roman zu schreiben. Leylands famoser Kunstgriff, um seine Hauptfigur Louis Fontaine zu charakterisieren: „Er würde Fontaine ein Tagebuch führen lassen. Keine längeren Reflexionen; knappe, lakonische Notizen, die sprechend sein mussten. Auf diese Weise kam Louis selbst zu Wort, und es gab für den Leser einen neuen Weg, in die Figur hineinzusehen."

Auch Pascal Mercier lässt den Leser in seinen Helden Simon Leyland selbst hineinsehen – leider nicht in „knappen, lakonischen Notizen", sondern in sehr langen Briefen, die der Witwer an seine verstorbene Frau schreibt. Darin diskutiert er dann alles noch einmal, was er jenseits dieser Episteln mit sich selbst, dem Nachbarn, den erwachsenen Kindern und allen anderen wieder und wieder durchkaut.

So schleppt sich denn dieser Roman mit leidenschaftlicher Behäbigkeit auf sein Ende zu: ein Buch, das, statt stille Größe zu entfalten, unendliche Langeweile verbreitet.

▶ Pascal Mercier: Das Gewicht der Worte. Roman. Hanser, München, 573 Seiten, 26 Euro.

Schuld und Sühne

Janet Lewis' „Der Mann, der seinem Gewissen folgte" ist jetzt in deutscher Erstausgabe erschienen

Von Sibylle Peine

An einem nebligen Novembertag des Jahres 1646 taucht in dem jütländischen Dorf Aalsö ein Fremder in abgewetzter Soldatenuniform auf. Der Mann behauptet, er sei Niels Bruus und somit Erbe seines vor kurzem verstorbenen Bruders Morten, des reichsten Mannes am Ort. Doch die dreiste Behauptung ruft im Dorf Empörung hervor. Alle wissen doch, dass Niels Bruus seit mehr als 20 Jahren tot ist. Seine Leiche wurde seinerzeit vor den Augen vieler Zeugen im Garten des Pastors Sören Qvist ausgegraben. Qvist wurde des Mordes angeklagt und hingerichtet.

Mit dem unvermittelten Auftauchen des zwielichtigen Fremden kommt die alte Geschichte wieder hoch. Kann der Mann beweisen, dass er tatsächlich Niels Bruus ist? Und falls ja, warum hat der Pastor dann damals das Verbrechen gestanden? Die 1998 verstorbene amerikanische Autorin Janet Lewis wird seit einiger Zeit wiederentdeckt. Eigentlich machte sich Lewis vor allem als Lyrikerin einen Namen. Zu ihren herausragenden Prosawerken gehören drei Romane zu historischen Kriminalfällen, die sie zwischen 1941 und 1959 veröffentlichte. Einer davon ist „Der Mann, der seinem Gewissen folgte" von 1947, der erst jetzt in Deutscher Erstausgabe bei dtv erschienen ist. Er handelt von einem berüchtigten Indizienprozess in Jütland aus dem Jahr 1625. Zuvor hatte der Verlag bereits Lewis' bekanntestes Prosawerk „Die Frau, die liebte" (Englisch: „The Wife of Martin Guerre") veröffentlicht.

Existenzielle Fragen

Das aktuelle Werk ist weder ein Krimi noch ein Justizroman, obwohl er Anklänge an beide hat und spannend zu lesen ist. Im Kern geht es der Autorin um moralische, religiöse und existenzielle Fragen wie Schuld und Sühne, Versuchung und Wiedergutmachung. All dies wird an der schillernden Figur des Sören Qvist demonstriert, eines Pastors, der ebenso bekannt ist für seine Menschenfreundlichkeit und Güte wie auch für seine bisweilen aufbrausende, jähzornige Art, unter der er selbst am meisten leidet.

Das Verhängnis beginnt mit einer Zurückweisung: Der reiche Bauer Morten Bruus hätte gern Anna, die liebenswürdige Tochter des Pastors, zur Frau. Doch die hat keinerlei Interesse an dem verschlagenen Mann, zumal um sie auch noch der sehr viel angenehmere Friedensrichter Tryg Thorwaldsen wirbt. Mit ihm feiert sie bald Verlobung. Von da an verfolgt Bruus den Pastor mit seinem Groll. Eines Tages taucht der jüngere Bruder Niels im Pfarrhaus auf und bittet um eine Anstellung als Knecht. Getrieben von seinem schlechten Gewissen willigt Qvist ein. Doch Niels ist faul und macht nur Scherereien. Immer wieder beschwört er den Zorn des Pastors herauf. Bei einem dieser Zornausbrüche verfolgt dieser Niels mit einer Schaufel bis in den Garten. Der Knecht flieht in die Nacht hinaus, um kurze Zeit später als Leiche wieder aufzutauchen.

Es ist ausgerechnet Morten Bruus, der genau weiß, wo der tote Bruder zu finden ist, nämlich verbuddelt im Garten des Pfarrers. Prompt findet man dort die Leiche. Obwohl Qvist am besten wissen muss, dass er unschuldig ist, und viele seiner Vertrauten überzeugt sind, dass er in eine böse Fall tappt, kämpft der Pastor zur Überraschung aller zu keiner Minute für seine Befreiung. Vielmehr nimmt er den Prozess und das Urteil wie eine Gottesstrafe hin. Denn er sieht sich schuldig durch seinen immer wieder aufflammenden Jähzorn: „Ja,der Gedanke an den Tod ist bitter, aber zehntausendmal bitterer ist das Wissen, dass die Gnade nicht mehr in meinem Herzen wohnt. Und was sonst könnte ich spüren in meiner Schwäche und Verwirrung?"

Gottesfürchtig und konsequent

Diese ergebene Haltung eines gottesfürchtigen Mannes mag den Leser irritieren, ja sogar empören, aber sie wird hier mit großer Geradlinigkeit und beeindruckender Konsequenz durchgezogen. Lewis schildert das dramatische Geschehen in einer präzisen Sprache mit Feingefühl für den historischen Kontext. In diesem kleinen Meisterwerk werden die Konflikte des Gewissens, die Anfechtungen des Glaubens, aber auch die Anwandlungen von Magie, Zauberei und Aberglauben authentisch und voller Menschlichkeit vermittelt.

▶ Janet Lewis: Der Mann, der seinem Gewissen folgte, dtv, München, 270 Seiten, 22 Euro.

„Life undercover": Memoiren einer CIA-Agentin

Von Eva Krafczyk

Zwischen Geheimdienstmission und Windeln wechseln: So ungefähr muss man sich den Alltag der angeblichen Kunsthändlerin Amaryllis Fox vorstellen. In ihrem Buch „Life undercover" blickt sie nun zurück auf ihr Leben als CIA-Agentin.

Mit dem Buchtitel „Life Undercover" hat Amaryllis Fox, eine ehemalige CIA-Agentin und nun nach Verlagsangaben Friedensaktivistin, womöglich ein bisschen hoch gegriffen. Denn auf eine ganze Lebensspanne in der Welt der Geheimdienste kann die erst im Jahr 1980 geborene Autorin nun wirklich nicht zurückblicken. Als angebliche Kunsthändlerin arbeitete sie fünf Jahre lang in China, um im Reich der Mitte Kontakte zu illegalen Waffenhändlern zu knüpfen und Terrornetzwerke zu infiltrieren.

Vorangegangen waren die Ausbildung bei der CIA und Kontakte zum Geheimdienst während ihres Studiums an der renommierten Georgetown University in Washington, wo sie einen Algorithmus zur Vorhersage von terroristischen Anschlägen entwickelte. Insgesamt brachte sie es auf acht Jahre in der schillernden Welt der CIA, ob nun in der Rolle der Analystin oder als Agentin im Feld.

Privilegierte Ausgangslage

Eine „typische" Geheimdienstkarriere war das angesichts dieser vergleichsweise kurzen Zeit also wohl nicht, und auch allzu tiefe Einblicke in die Welt der CIA sollten Leser bei der Lektüre des Buches nicht erwarten. Die Verschwiegenheitsklauseln, die Fox seinerzeit unterzeichnete, dürften weiterhin gelten. Über Ausbildung und Leben auf der berühmten „Farm" der CIA etwa erfährt man jedenfalls nichts, was nicht bereits aus einschlägigen Filmen, Serien oder Büchern bekannt ist.

Schon der familiäre Hintergrund der Autorin ist nicht ganz durchschnittlich: Der Vater ist ein amerikanischer Manager mit internationalen Posten, die Mutter eine britische Schauspielerin mit aristokratischen Wurzeln. Für die Autorin bedeutete das eine Kindheit zwischen Washington, London, dem Landsitz der Großeltern, mit internationalen amerikanischen Schulen zwischen anderen Diplomaten- und Managerkindern. Das verhieß naturgemäß ein deutlich privilegierteres Aufwachsen und ganz andere Chancen und Möglichkeiten als für Durchschnittsamerikaner. Das Studium in Oxford und Georgetown ist da dann nur noch eine Draufgabe.

Am interessantesten ist „Life Undercover" dort, wo Fox ihre persönliche Philosophie ausdrückt, jene Haltung, die sie überhaupt für die Arbeit beim Geheimdienst motiviert hat: Das Gespräch mit dem Gegner zu suchen, verstehen zu lernen, was den Extremisten motiviert – und im besten Fall auch über die menschliche Begegnung einen möglichen Terroristen zu „entschärfen". In ihrem Buch schildert Fox etwa die Begegnung mit einem Mann in Pakistan, den sie verdächtigt, einen Anschlag vorzubereiten. Über seine sichtbare Sorge um sein krankes Kind findet die junge Mutter einen Zugang zu dem Mann. Es gibt – diesmal – keinen Anschlag.

Belastungen für das Privatleben

Ist das nun eher Wunschdenken angesichts der Bereitschaft von Fanatikern, alles zu opfern, Wunschdenken auch für eine „CIA light" angesichts der „verschärften Verhörmethoden" und anderer rechtlich umstrittener und international kritisierter Methoden? In „Life Undercover" ist davon nur am Rande die Rede, wenn sich auch Fox als junge Analystin schockiert zeigt angesichts der Konsequenzen, die ein häufig gebrauchter Name für unschuldig als Terrorverdächtige geltende Menschen haben kann.

Und auch die Beschreibungen des Alltags in China, in der Ehe mit einem Agenten-Kollegen, die angesichts der besonderen Arbeit und des Wissens um ständige Überwachung zerbricht, gestattet einen Blick in eine Agentenwelt ganz jenseits von James-Bond-Klischees.

▶ Amaryllis Fox: Life Undercover. Als Agentin bei der CIA. Hanser Verlag, 270 Seiten, 20 Euro.